

24. Nov. 1978 48



Aufbruch im Iran (II)

Der Traum von der
Weltmacht ist aus:
Aus dem Ölboom wurden
Schulden, Korruption.
Unser Redakteur berichtet
aus Teheran

926580

Schwarze Tage der Weißen Revolution

Der Schah ist gestrauchelt, aber noch nicht gefallen

Von Josef Joffe

Teheran, im November

Um 21 Uhr beginnt die Ausgangssperre, und Teheran wird zur Kulisse des absurden Theaters. Die Straßen sind hell erleuchtet, aber kein Mensch wagt sich vor die Tür. Die Ampeln schalten in stupidem Rhythmus weiter, doch die einzigen Fahrzeuge, die ab und zu durch die gespenstische Stille preschen, sind die Patrouillenjeeps der Armee. Nur ein paar streuende Hunde huschen über die Bürgersteige; hier und dort flackert ein Feuer, an dem sich schemenhaft Soldaten wärmen.

Um fünf Uhr erwacht die Viereinhalb-Millionen-Stadt ruckartig aus ihrer Zwangsbetäubung. Minuten nach dem Ende der Ausgangssperre gehört die Straße nicht mehr den Panzern und Soldaten der kaiserlichen Streitkräfte, sondern einer Million von autofahrenden Anarchisten, die sich weder um Ampeln noch um Regeln scheren und die Stadt tagsüber in den größten Parkplatz der Welt verwandeln.

In diesem Routinechaos scheinen selbst die Chieftain-Panzer der iranischen Armee zu versinken. Das Militärregime des Generals Azhari hat sie vor knapp drei Wochen an den strategischen Knotenpunkten der Hauptstadt postiert; seitdem herrscht gespannte Ruhe im ganzen Land. Die Menschen haben sich an die 50-Tonnen-Monster gewöhnt. Sie hasten an ihnen vorbei, als wären es leblose Kriegerdenkmäler aus vergangenen Zeiten. Doch die Soldaten haben den Finger immer noch am Abzug. Sie lungern nicht sorglos herum, sondern laufen auf und ab wie nervöse Schäferhunde. Sie sind fremd hier, aus den entlegenen Gebieten des Kaiserreichs in die Hauptstadt verlegt; dies soll das Risiko der

Fraternisierung gering halten. Sie haben das Sturmgewehr fest an die Brust gedrückt, damit niemand sehen kann, ob der Wahlhebel auf „Gesichert“, auf „Einzelfeuer“ oder „Schnellfeuer“ steht.

Zweihundert Panzer und 100 000 Soldaten — gut ein Viertel der gesamten Armee — halten jetzt Teheran in Schach. Wie lange noch? General Azhari hat am vorigen Wochenende erneut freie Wahlen zugesagt — „sobald wieder Sicherheit und Ordnung im Lande eingekehrt sind“. Der Schah selbst zuckt mit den Schultern: zwei Monate oder zwei Jahre, je nachdem, wie lange es dauert, die Lage zu stabilisieren. Vor ein paar Jahren wußte er es besser: „Ein Land kann nicht mit dem Bajonett und der Geheimpolizei regiert werden. Ein paar Tage lang mag dies gehen. Aber nicht für immer. Nur eine Mehrheit kann das Land regieren.“

Die Mehrheit aber ist gegen den Schah, zumindest nicht für ihn. Am vorigen Freitag wurde der 57. „Tag der Streitkräfte“ in Teheran gefeiert, mit dem üblichen Pomp und martialischen Gepränge. Die Menge gaffte an den Straßenträndern — und blieb stumm. Vereinzelt Gruppen von Hurra-Schreibern wurden dagegen schnell niedergebrüllt.

Die potentiellen Partner in einer Koalitionsregierung der nationalen Einheit haben sich entweder verschanzet oder verkrochen. Deshalb blieb dem Schah vor zweieinhalb Wochen gar nichts anderes übrig, als zum Bajonett zu greifen — zumal die Generäle ohnehin schon für die Ablösung Sharif Emamis durch eine Militärregierung plädiert hatten. Angesichts der riesigen Rauchwolken, die am „Schwarzen Sonntag“ Teheran verdunkelten, war dies „ein Angebot, das der Schah nicht zurückweisen konnte“ — so die zynische Anspielung eines westlichen Diplomaten auf die Methoden der Mafia.

Die alten Profis rühren keinen Finger. Ali Amini, 71, Ministerpräsident Anfang der sechziger Jahre und Hauptrepräsentant der „loyalen

Opposition“, will noch nicht einmal zugeben, daß er ernsthaft mit dem Schah verhandelt habe: „Es gab zwar ein Gespräch, aber nichts Konkretes.“ Karim Sanjabi, 73, der prominenteste Führer der heterogenen „Nationalen Front“, konferierte in Paris mit Ayatollah Chomeiny und forderte dann eine Volksabstimmung, die das „diktatorische Regime“ beiseitefegen soll. Seit zehn Tagen sitzt er wieder im Gefängnis. Wie es heißt, wird dort weiter mit ihm verhandelt.

Der Ayatollah Schariatmadari, 76, empfängt zwar jeden ausländischen Journalisten, dem es gelingt, den Kordon von Savak und Militär um seine Residenz in der heiligen Stadt Qum zu überwinden, gibt aber nur listig-orakelhafte Allgemeinplätze von sich. Gewiß, er schleudert keine Bannflüche gegen den Schah und setzt sich sorgfältig von seinem Kollegen und Rivalen Chomeiny ab: „Er lebt in Paris, und ich lebe hier im Iran. Deshalb verfolgen wir andere Wege zum selben Ziel.“ Will er den Schah also stürzen? „Das hängt nicht von mir ab“, wehrt er sich bescheiden, „das hängt vom Willen des Volkes ab.“

Und das Volk — steht es hinter den Mullahs? Schariatmadari ist kein Savonarola, aber er ist

weit mehr als ein Seelenhirte der Gläubigen. Seine Koranschule ist ein regelrechtes Kommunikationszentrum; davon zeugen allein die vielen Telephone und das hochmoderne Kopiergerät. In den mit Teppichen ausgelegten Studierstuben wird kein theologischer Disput geführt. Hier sitzen die Männer mit untergeschlagenen Beinen um Aschenbecher und Teegläser gruppiert und reden über Gott und hauptsächlich die Welt.

Scharen von einfachen Bürgern drängen tagtäglich zur Audienz mit dem Ayatollah, der bald sanft, bald spitzbübisch lächelt, ohne je die Stimme zu erheben. Er gibt Lebenshilfe und schlichtet Streit; er ist Lehrer, Richter und Führer zugleich. Und die Moschee von Qum ist kein sorgfältig abgezirkelter Raum, den die Menschen nur zum Beten betreten. Ein Blick durch den massiven Torbogen („Ungläubigen“ ist der Zugang verwehrt) genügt, um zu verstehen, woher die Macht der Mullahs kommt: Das weitläufige Areal vor der eigentlichen Gebetsstätte ist voller Menschen, die den ganzen Tag lang Nachrichten, Gedanken und Gerüchte austauschen. Kein Wunder, daß im Schutz dieser Mauern der Widerstand blüht; kein Wunder, daß

die Moschee den Rammstößen der Pahlavi-Dynastie seit 50 Jahren standgehalten hat.

Die Moschee ist die einzige Institution, die dem Schah den Kampf ansagen könnte. Wird sie es tun? Schariatmadari antwortet wie ein ausgefuchster Parteipolitiker: „Wir sind gegen das Militärregime, denn es kann die Probleme des Landes nicht lösen. Wir haben immer nur friedliche Mittel benutzt, um unser Ziel zu erreichen, und wir werden es weiterhin tun. Nur wenn diese Mittel versagen, werden wir gezwungen sein, unsere Haltung zu ändern...“ Kann er sich irgendeine Art von Zusammenarbeit mit dem Schah vorstellen? „Das hängt vom Willen des Volkes ab.“ *Vox populi, vox dei*; die Politik wird vorläufig vertagt.

Zweieinhalb Wochen nach dem „Schwarzen Sonntag“ hat der Schah nur die Bajonette und die Geheimpolizei — und sonst nichts. Er hat in diesen Wochen lernen müssen, was Machiavelli,

der Technokrat der Machterhaltung, schon vor 400 Jahren erkannt hat: „Jede Regierung sollte beizeiten über den Notfall nachdenken und über-

legen, auf wen dann Verlaß sei. Eine Regierung, ob Republik oder Fürstentum, aber vornehmlich die eines Fürsten — begeht einen Fehler, wenn sie glaubt, sie könne die Menschen durch Wohlthaten für sich gewinnen, wenn die Gefahr schon entstanden ist. Dies wird nicht nur fehlschlagen, sondern auch ihren Untergang beschleunigen.“

In der Tat, die Beschwichtigungsversuche der letzten Wochen sind vorerst ins Leere gegangen. Am Sonntag hat der Schah 210 politische Häftlinge inhaftiert, aber als sie das Teheraner Zentralgefängnis verließen, traten sie der wartenden Menge nicht wie geläuterte Untertanen entgegen, sondern wie heimgekehrte Triumphatoren. Die erste Welle der Freigelassenen, die im Oktober anlässlich des 59. Geburtstages des „Königs der Könige“ amnestiert wurden, hat sogar kräftig mitgeholfen, den Aufruhr Anfang November zu schüren; auf dem Gelände der Universität Teheran berichteten die Amnestierten vor Tausenden von Studenten über ihre Leidenszeit im Gefängnis. Es waren Studenten, die symbolischen Königsmord begingen, als sie eine Schah-Statue auf dem Campus von ihrem Sockel rissen. Heute erzählen sie jedem, der es hören will: „Wir werden zu sterben wissen, wenn die Soldaten das Feuer eröffnen.“ Bisher ist freilich noch keiner den Heldentod gestorben — vielleicht, weil die Militärregierung die Universitäten immer noch geschlossen hält, um den Studenten die Organisationsbasis zu entziehen.

Um Freunde in der Not zu gewinnen, hat der Schah wieder einmal einen Feldzug gegen die allgegenwärtige, ja unausrottbare Korruption eröffnet und sogar ein halbes Dutzend früherer Kabinettsmitglieder hinter Gitter bringen lassen. „Dies ist alles nur Augenwischerei“, kommentierte ein prominenter Rechtswissenschaftler diese

Kampagne. „Schließlich hat noch jede Regierung, die der Kaiser in den letzten fünfzehn Jahren eingesetzt hat, versprochen, die Korruption zu bekämpfen.“ Die Säuberungen haben bisher nur blanken Zynismus geerntet. Kaum war die Nachricht von der Verhaftung des langjährigen Ex-Premiers Hoveyda publik geworden, da hieß es in Teheran: „Hoveyda sitzt nicht mehr im Gefängnis, sondern im Niavaran-Palast des Schahs.“

Die Regierung des Scharif Emami hatte schon im September versucht, den Klerus zu beschwichtigen: Sie schloß die Spielkasinos und schaffte das Ministerium für Frauenfragen ab. Das Resultat: Chomeiny verließ sein Exil im Irak und ging nach Paris, wo er seitdem mit fanatischer Inbrunst den Sturz des Schahs propagiert. Die Mullahs haben nie vergessen, daß schon Reza Schah, der Vater des Kaisers, der es vom Analphabeten und Gefreiten zum Dynasten brachte, die Macht des Klerus mit brutaler Macht zu brechen versuchte — manchmal sogar mit eigener Hand.

926581

24. Nov. 1978 48

Datum

Eine bezeichnende Episode: Wie Atatürk, so verbot auch Reza Schah den Frauen das Tragen von Schleiern. Um mit gutem Beispiel voranzugehen, ließ er seine Frau bei einer öffentlichen Zeremonie in europäischer Kleidung auftreten. Als er hinterher hörte, daß ein Mullah in Qum die Kaiserin der öffentlichen Unzucht bezichtigt hatte, fuhr Reza Schah im Panzerwagen in die Heilige Stadt, stürmte in die Moschee und prügelte den Priester so lange mit seinem eisernen Krückstock, bis sich der Stock in seiner Hand verbog.

Die Methoden seines Sohnes sind eleganter gewesen und wirksamer: Die Landreform von 1963 mag den Lehnbauern nicht viel genützt haben, aber sie haben den Klerus seiner Machtbasis beraubt — seiner weitläufigen Ländereien, die sich hinter den Besitzümern der „Tausend Familien“ nicht zu verstecken brauchten.

Einen bescheidenen Erfolg hat der Schah bei den Arbeitern erzielt. Die meisten Streiks sind abgeebbt, weil die Regierung die Löhne kräftig erhöht hat — in manchen Industrien bis zu 40, im Durchschnitt um 13 Prozent. Die Obrigkeit zahlte einen hohen Preis — rund zwei Milliarden Mark, der außerdem nicht allzu lange wirken wird. Denn die Streiks auf den Erdölfeldern haben einen Einnahmeverfall von rund sechs Milliarden Mark hinterlassen und das bereits bestehende Haushaltsdefizit emporschnellen lassen. Um das Loch zu stopfen, hat die Regierung allein in den letzten beiden Monaten 50 Milliarden Rial (1,35 Milliarden Mark) drucken lassen. Die Inflationsrate, die — offiziell — auf 7,3 Prozent abgesunken war, dürfte schon in wenigen Monaten wieder bei 30 Prozent liegen. Pazit: Die Streiks vom nächsten Jahr sind bereits programmiert.

Viele Technokraten und Potentaten im Lande klagen, daß die zaghafte Liberalisierungspolitik des Schahs, die vor knapp zwei Jahren begann, die Krise überhaupt erst ausgelöst habe. Sie zeigen auf Jimmy Carters grandiose Menschenrechtshetorik, die den Kaiser in die Sackgasse getrieben hätte — und sie finden sich dabei in respektabler Gesellschaft: Kein geringerer als Henry Kissinger verkündete jüngst in einem Interview mit der NBC, daß Jimmy Carter „einen Teil der Verantwortung“ für die Krise im Iran trage. Die persische Linke trägt ein Spiegelbild dieser Theorie zu Markte: Reza Pahlevi habe seine Schein-Demokratisierung mit Hilfe von *agents provocateurs*, die den Aufruhr steuerten, bewußt entgleisen lassen, um die aufbegehrende Mittelschicht zu schocken und Jimmy Carter vom Irrsinn seiner Menschenrechtspolitik zu kurieren.

Die eigentliche Erklärung liegt woanders: in der Revolution der steigenden Erwartungen, die der Schah selbst und wider besseren Rates 1974 in Gang gesetzt hat, um seinen Thron dauerhaft zu sichern. Sein erster Versuch, die Loyalität des Volkes durch Bodenreform und Frauenemanzipation an den Pfauenthron zu binden, war 1963 in einem Blutbad untergegangen. Denn kaum hatte der Schah die „Weiße Revolution“ verkündet, da bliesen die Mullahs und Feudalherren im Juni 1963 zum Aufruhr. Drei Tage und Hunderte von Toten später war der Spuk vorbei und Chomeiny im Gefängnis.

Es folgte ein Jahrzehnt der nackten Diktatur — bis die Vervielfachung der Erdölpreise gegen Ende 1973 schlagartig eine ungeahnte Herrschaftsperspektive eröffnete. Die jährlichen Öleinnahmen des Iran stiegen plötzlich von fünf auf neunzehn Milliarden Dollar, und tausendeine Nacht wurde plötzlich Wirklichkeit. Es gab keine Schranken mehr, und alles schien möglich: Reza Pahlevi war überzeugt, ein Allheilmittel für seine politischen Alpträume gefunden zu haben: Geld.

Die Umilliarden sollten buchstäblich politische Stabilität erkaufen. Wie im Frankreich des 19. Jahrhunderts, hieß die neue persische Parole: *Enrichissez vous* — bereichert euch! Ein rasantes Wirtschaftswachstum sollte das Volk von der Politik ablenken und zugleich an den Herrscher binden, der das Pflhorn in der Hand hielt. Was scherten den Schah die Unkenrufe der Wirtschaftsexperten, die vor der Inflation warnten, weil das Land weder die Arbeitskräfte noch die Infrastruktur besaß, um mit dem plötzlichen Reichtum fertig zu werden? Reza Pahlevi antwortete seinen Kritikern: „Die Probleme, die Sie genannt haben, insbesondere der Mangel an Arbeitskräften, könnten sogar noch schmerzhafter sein, als Sie glauben. Dennoch: Es gibt Lösungen.“

Anfang 1974 wurde der fünfte Fünfjahresplan, kaum ein Jahr alt, revidiert. Der neue Plan sah Ausgaben in Höhe von 69 Milliarden Dollar vor, doppelt soviel wie im beiseite gewischten Originalentwurf. Im Haushaltsjahr 1974/75 gab die Regierung 22 Milliarden Dollar aus — fast genausoviel wie in den vorangegangenen drei Jahren. Der Schah wollte ein Wirtschaftswachstum von 27 Prozent an Stelle der nicht gerade niedrigen elf Prozent vom Vorjahr. „Es war, als wenn man in einem Auto, das bereits bergab fährt, vom ersten in den vierten Gang schaltet“, schreibt Robert Graham in seinem gerade veröffentlichten Buch *Iran: The Illusion of Power*.

Im Oktober 1975 zeigten sich bereits die ersten Risse im iranischen Wirtschaftswunder, aber zugleich protzte der Schah vor einer englischen Journalistin: „Ich gebe mir dreizehn Jahre Zeit,

um ein Fundament zu bauen, das niemand und nichts erschüttern kann. Wir werden dann den Lebensstandard erreicht haben, den ihr im Westen heute habt.“

Ein Jahr später hatte sich die iranische Wirtschaft festgefahren, und der Traum von der Weltmacht Iran lag in Scherben. Die Inflationsrate war auf 40 Prozent emporgeschneit, während die Öleinnahmen wegen der weltweiten Rezession um 20 Prozent gesunken waren. Das Land mußte kurzfristige teure Kredite auf dem Weltmarkt aufnehmen, um ein Drei-Milliarden-Dollar-Loch in der Handelsbilanz zu stopfen. Der Ölboom war — kaum drei Jahre alt — geplatzt, und der Schah hatte eine einzigartige Gelegenheit verspielt, weil er alles auf einmal gewinnen wollte.

1977 stand der Schah vor den Trümmern seines Traumes, den Iran in einer Handvoll Jahre „vor die Tore der großen Zivilisation“ zu führen. Übriggeblieben waren eine Korruption von gigantischen Ausmaßen, ein wachsender Abstand zwischen den vielen Armen und den wenigen Reichen und eine klassische revolutionäre Schere,

926582

Datum 24. Nov. 1978 48

926583

in der die hochgeputzten Erwartungen der Bevölkerung und die realen Errungenschaften plötzlich weit auseinanderklafften. Ein Lenin hätte sich kein fruchtbareres Feld für seine revolutionären Umtriebe wünschen können; jetzt fehlte nur noch der Funke, der den angesammelten Zündstoff zur Explosion bringen würde.

In diesem prekären Moment zu Beginn des Jahres 1977 lockerte der Schah plötzlich die Zügel seiner Alleinherrschaft. Vielleicht wollte er tatsächlich bei Jimmy Carter guten Eindruck schinden; vielleicht sah er die Zeit gekommen, ein gut geöltes Regierungssystem für seinen 17-jährigen Sohn, den Kronprinz Reza jr. („Er ist nicht aus dem gleichen Holz geschnitzt wie ich“), zu entwerfen. Den Abgrund, vor dem er stand, wollte er oder konnte er nicht wahrhaben: „Niemand kann mich stürzen“, protzte er noch im Sommer dieses Jahres, kurz vor Ausbruch der großen Unruhen.

Der Schah ist gestrauchelt, aber noch nicht gefallen. Und er hat schon Schlimmeres überstanden — den schleichenden Mossadeq-Putsch und sein kurzes Exil im Jahre 1953 sowie den

blutigen Aufstand vom Sommer 1963, bei dem der *Ayatollah* Chomeiny wie heute die Drähte zog. Damals zerschlug die Armee die Revolte erbarmungslos in drei Tagen; niemand, auch die Gegner des Schahs, bezweifelten bislang, daß die Armee auch diesmal schießen wird. So bleibt es vorerst beim Patt: Der Schah und seine Truppen halten das Volk in Schach, die Massen kuschen, und die Opposition wagt weder den Ruf zur Revolte noch den Gang an den Verhandlungstisch.

Hier und da fallen Schüsse, aber im allgemeinen herrscht Ruhe im Land. Alles starrt gebannt auf den Beginn der *Aschura* — die Passion —, die in diesem Jahr auf den Anfang des Dezembers fällt. In diesen Tagen trauert die schiitische Welt um Hussein, ihren größten Heiligen. Es ist eine Zeit der religiösen Ekstase, der Erregung und der Selbstkasteiung. Alle wissen, daß der Aufruhr von 1963 während der *Aschura* seinen Anfang nahm.

Siehe auch Seite 62:

9 „Der Schah und ich“ von Reza Baharent